

FRIEDRICH BEHN

DER PETERSBERG
BEI GAU-ODERNHEIM

Sonderdruck aus »Mainzer Zeitschrift«
Jahrgang 41-43, 1946-1948

DER PETERSBERG BEI GAU-ODERNHEIM

Von FRIEDRICH BEHN



Abb. 1: Der Petersberg von Westen mit Selzbrücke (Zeichnung stud. Ursula Diehl)

Die Anregung, mit Studierenden der Architektur- und Kunstgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz eine Lehrgrabung zu veranstalten, um diese in Ergänzung der theoretischen Ausbildung in Vorlesungen, Übungen und Exkursionen auch an die praktische Forschungsarbeit heranzubringen, wurde von der Denkmalpflege bereitwillig aufgenommen. Es war Gelegenheit zu einer Problemgrabung geboten, die sich unter den Zeitverhältnissen sonst verboten hätte. Das Thema sollte sowohl auf den Studienplan der Universität wie auf die seit 20 Jahren laufenden mittelhessischen Karolingerforschungen einspielen, durfte keine übermäßige Zeit beanspruchen und mußte wirtschaftlich wie technisch innerhalb der gezogenen Grenzen zu bewältigen sein. Als geeignetes Objekt bot sich die Ruine der Kirche auf dem Petersberg nordöstlich von Gau-Odernheim an, von der noch erhebliche Teile erhalten sind, die aber seit ihrer ersten und zugleich letzten Untersuchung vor genau 70 Jahren durch fortgesetzten Steinraub in ihrer Substanz bedenklich gefährdet waren. Die Grabungen fanden statt vom 28. Juli bis zum 16. August 1947. An ihnen nahmen teil:

Universitäts-Assistent Dr. Georg Niebling, zugleich als Vertreter des Grabungsleiters, sowie die Studierenden Doris Blümlein, Ilse Aßmuth, Waltraud von Pfeffer, Gisela Weber, Hildur von Schweinitz, Ursula Diehl, Diether Weirich, Klaus Fischer, Georg Illert, Hans Eugen v. d. Heide, Lorenz Eckrich, Hans Werner Nieschmidt, Ludwig Scherhag, Karl-Heinz Glöckner. Die Arbeit wurde in dankenswerter Weise unterstützt und zum Teil überhaupt erst ermöglicht durch die Universität Mainz, das Regierungs-Präsidium von Rheinhessen und die Gemeindeverwaltung von Gau-Odernheim. Auch der unentwegten Hilfsbereitschaft zahlreicher Bürger von Gau-Odernheim und der Gemeinde Bechtolsheim gebührt dankbare Anerkennung. Die Ausgrabung war als Gemeinschaftsarbeit nach Art eines englischen College aufgebaut: Jeder Mitarbeiter hatte seine besondere Aufgabe, aber alle nahmen in gleichem Maße am Verlauf der Untersuchungen teil. Die Arbeitspausen des Abends dienten der gemeinsamen Besprechung der zu lösenden Fragen, insbesondere der während der Grabung neu aufgetretenen Probleme, sowie Referaten über allgemeine Themen.

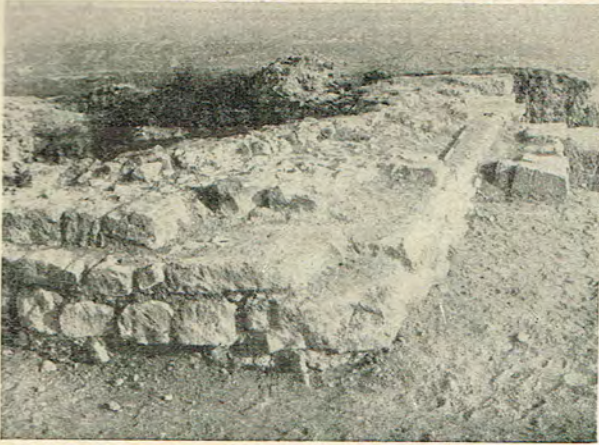


Abb. 2: Mittelapsis von außen (Aufn. F. Behn)



Abb. 3: Südliche Außenwand des Langhauses (Aufn. F. Behn)

Die innere Anteilnahme der Bevölkerung zeigte sich sehr eindrucksvoll bei einem in der Öffentlichkeit erstatteten Vortrag des Ausgrabungsleiters und wirkt weiter durch die Anbahnung wertvoller menschlicher Beziehungen zwischen der Bevölkerung und der Ausgräberschar. Die Herren Regierungsdirektor Dr. Eichholz, Prof. Dr. F. Gerke, Prof. Dr. H. Kühn und Dr. F. Arens von der Universität Mainz, Regierungs-Präsident Dr. Rückert und Vizepräsident Dr. Boerckel vom Regierungs-Präsidium Rheinhessen, Dr. H. Klumbach vom Röm.-German. Zentralmuseum zu Mainz und Dr. G. Durst vom Museum in Alzey gaben der Ausgrabung die Ehre ihres Besuches. Der Koblenzer Sender brachte eine kurze Mitteilung über die Ergebnisse der Grabungen; im „Weltbild“ (Jahrgang II Heft 17) und im Jahrbuch für das Bistum Mainz (Jahrgang III 1948) erschienen bebilderte Vorberichte.

Die erste Untersuchung der Kirche fand im Jahre 1877 statt, sie wird dem damaligen katholischen Ortspfarrer von Gau-Odernheim, H. Gredy, verdankt. Die Ergebnisse wurden veröffentlicht durch Prälat Dr. Fr. Schneider im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Altertumsvereine XXV (1877) Nr. 3, S. 24 ff. mit beigefügter Planaufnahme (unsere Abb. 8), im Auszug wiederholt in Gredys „Geschichte der ehemals freien Reichsstadt Gau-Odernheim“ 1883, S. 325 ff. Dehios „Handbuch der Kunstdenkmäler“, Band IV, erwähnt die Peterskirche nicht. Die Angaben von E. I. R. Schmidt in „Kirchliche Baudenkmäler des frühen Mittelalters“ (= Katalog 11 des Röm.-Germ. Zentral-Museums, 1932, S. 119, Nr. 325) beziehen sich auf die Pfarrkirche von Gau-Odernheim bzw. deren Vorgängerin. K. J. Brilmayer „Rheinhessen“ (1905, S. 383 ff.) erwähnt die Kirche nur flüchtig ohne Einzelheiten.

Das vorhandene urkundliche Material ist ohne Bedeutung für die von der Ausgrabung angegriffenen bau- und kunstgeschichtlichen Fragen. Der Name des Petersberges begegnet erstmalig in der Mitte des 13. Jahrhunderts, ist aber selbstverständ-

lich sehr viel älter. Die Kirche mit den zugehörigen klösterlichen Bauten war beim Einsetzen der urkundlichen Überlieferung eine Pfründe des Prämonstratenserklosters Arnstein an der Lahn und wurde anfangs des 15. Jahrhunderts vom Erzbischof von Mainz vergeben. Mit der Reformation wurde das Kloster aufgehoben, die Kirche blieb jedoch in gottesdienstlicher Benutzung; noch im 18. Jahrhundert werden Baumaßnahmen erwähnt. Seitdem ist sie mehr und mehr verfallen und hat bis in neueste Zeit den anliegenden Ortschaften als bequemer Steinbruch gedient. Erhalten ist vor allem der Ostteil, der ganze Chorschluss und der größere Teil der Krypta, während die Fundamente des Langhauses vollkommen von Erde überdeckt lagen. In den beiden Weltkriegen hat die beherrschende Höhe des Petersberges militärischen Zwecken dienen müssen, die den Bauresten jedoch keinen nennenswerten Schaden zugefügt haben. Weitaus schwerer und einschneidender sind die Eingriffe der Naturgewalten gewesen: Durch tektonische Vorgänge im Berginnern kamen Teile der aus wechselnden Schichten von rosa und bläulichem Lettenton mit überlagerndem Löß bestehenden obersten Kuppe ins Rutschen. So ist ein breites Stück der Fläche nach Norden abgebrochen, und noch während des letzten Krieges wurden mehrere Weinberge in die Tiefe gerissen. Davon wurden auch die Fundamente der Kirche in Mitleidenschaft gezogen, die nordwestliche Ecke ist vollkommen abgestürzt, und die Verschiebungen im Boden machen sich bis in das Mittelschiff hinein bemerkbar, so daß eine exakte Planaufnahme sich allein auf die unberührten südlichen Teile stützen kann.

1. Der Ostabschluß

Da der Ostteil der Kirche in den hier steil abfallenden Hang hineingebaut ist, waren besonders starke und tiefe Fundamentierungen erforderlich, sie erklären den verhältnismäßig guten Erhaltungszustand dieser Bauteile. Ein von Osten her in die Kuppe getriebener Tiefenschacht stellte die Unter-



Abb. 4: Grabung an der Südarkade
(Aujn. Photopress Heidelberg)

kante des Fundaments in 2,35 m Tiefe fest. Es besteht aus unbehauenen Quadern mit lagerhaftem Bruch in dicker Mörtelbettung, an der Ecke sind größere Platten verwendet worden. Die etwa zwölf Zentimeter starke Euthynterieschicht wird gebildet durch Lagen meist kleiner, zur Südecke hin immer größer werdender Quadern. An der Südseite zeigt diese Schicht eine leichte Ausbuchtung. Das aufgehende Mauerwerk ist in Gußtechnik ausgeführt, es wird an Nord- und Südseite von größeren Quadern eingerahmt; an der Nordostecke liegt ein besonders großes Stück. An der Ostseite geht das Gußmauerwerk bis an die äußere Kante heran, hier ist eine abgefallene oder abgerissene Plattenverblendung zu ergänzen. Es kann danach kein Zweifel darüber bestehen, daß der Mittelchor rechteckigen und nicht gerundeten Schluß gehabt hat, wie ihn der ältere Plan zeigt (Abb. 2). Die etwa 70 zu 220 cm große Plattenvorlage vor der Mitte des Chores ist nur 30 cm tief, kann also kein Stützpfeiler gewesen sein, es war der Unterbau des von den umliegenden Gemeinden anfangs des 19. Jahrhunderts gesetzten Pestkreuzes, dessen Reste heute in den Weinbergen unterhalb der Bergkuppe liegen. Ganz anders die Seitenchöre. Sie haben die gleiche Konstruktion wie der mittlere. Die unterste aufgehende Schicht besteht aus dünnen Platten, darauf folgen stärkere Quaderlagen. Im Gegensatz zum Mittelchor haben die Seiten-



Abb. 5: Plinthe eines Pfeilers der Südarkade (Aufn. F. Behn)

apsiden jedoch halbrunden Abschluß, die Rundung des Innern begann erst in dem nicht mehr erhaltenen Teile des Mauerwerkes. Beide Seitenapsiden sind unter der Einwirkung der Bergrutsche vom Mittelbau abgerissen worden, an der Gleichzeitigkeit kann jedoch nicht gezweifelt werden.

2. Das Langhaus

Infolge der durch die Erdrutsche verschuldeten Störungen der nordwestlichen Teile des Kirchenraumes sind hierfür allein die Befunde an den südlichen Mauerzügen verwertbar, sie sind um so besser erhalten. Die Außenwand (Abb. 3) ist auffallend flach fundamementiert. Auf einer Rollschicht liegt nach innen wie nach außen ein etwa 15 cm starkes Bankett und unmittelbar auf diesem die zwei Lagen der Euthynterie. Die Mauer hat im aufgehenden Teile eine Breite von 110 cm. Gut erhalten ist auch die Südarkade (Abb. 4). Im Ostabschnitt ihres Fundamentes sind vorwiegend kleinere, im westlichen größere Steine verwendet, ohne daß darum ein Absatz erkennbar wäre. Unter den Pfeilern liegen besonders große Quadern. Die Arkade ist mit dem westlichen Halbpfeiler über das Fundament der Westwand hinweg gemauert (Abb. 7). In gleichbleibenden Abständen von 3,40 m fanden sich die Plinthen der quadratischen Pfeiler (Abb. 5). Zwischen den ersten Vollpfeilern von Westen zieht durch das Mittelschiff eine in das Fundament der Arkade einbindende Spannmauer, die im Seitenschiff fehlt (Abb. 6). Da das Arkadenfundament keine Spur einer Naht aufweist, kann dieser Mauer lediglich technische, aber keine baugeschichtliche Bedeutung zukommen. An der Innenkante der Nordarkade lagen noch einige Sandsteinplatten von 50 zu 50 cm Größe oder deren Hälfte in situ als Unterlage der überall in großen Mengen gefundenen Fußbodenfliesen. Sie können indessen wegen der Störung der Bodenverhältnisse einen nur annähernden Anhalt für die ehemalige Höhe des Kirchenbodens geben. Zwischen den erhaltenen Platten und der Innenkante der Arkade klafft ein Riß von 12 cm Breite.



Abb. 6: Südarkade mit Spannmauer
(Aufn. F. Behn)



Abb. 7: Westwand der Basilika mit Portalgewände
(Aufn. F. Behn)

Für die Westfassade sind wir allein auf den südlichen Teil angewiesen, der jedoch in einem Zustand erhalten geblieben ist, der ein hinreichend klares Bild ergibt, während nach Norden alles teils abgestürzt, teils unrettbar verwüstet ist. Auch die Westmauer hatte bedeutende Dicke, im Fundament ist ihre Breite mit 133 cm meßbar. Diese Mauer ist nicht in Gußtechnik erbaut, sondern besteht aus drei Reihen regelmäßiger Quadern. Vom Westportal ist noch das Fundament des südlichen Gewändes vorhanden (Abb. 7). Die mittlere Quaderreihe ist hier ausgespart, sicher zur Aufnahme eines Orthostaten. Bei der berechtigten Annahme einer gleichen Vorrichtung am nördlichen Gewände ergibt sich eine Portalbreite von 3,70 m.

Der Anstieg von Westen her zum Westportal wurde einstmals mit einer steinernen Freitreppe überwunden, deren Vorhandensein älteren Einheimischen noch in voller Erinnerung steht, während inzwischen die guten Stufenquadern spurlos beseitigt sind. Unsere Nachgrabungen konnten nur noch den Unterguß des einstigen Aufganges nachweisen. Daraus ergab sich, daß die Freitreppe nur die Breite des Mittelschiffes eingenommen hatte und etwa 4,80 m weit vorsprang.

In der Achse der Kryptenwestwand ist der Außenwand der Kirche ein im Verband mit dieser stehender Mauerblock von 2,55 m Breite und etwa 1,25 Meter Tiefe vorgelegt, ein Strebpfeiler, der den östlichen Teil der Kirche vor den Einwirkungen der Bergrutsche bewahrt hat. Einen Turm hat die Kirche niemals gehabt, Rechnungen für Reparaturen an einem solchen aus dem 18. Jahrhundert können sich nur auf einen Dachreiter beziehen.

3. Die Krypta

(Plan: Abb. 10)

Am wenigsten berührt vom Steinraub wie von der Versandung durch den ständig den Gipfel des Petersberges umspielenden Wind blieb die Krypta im östlichen Teile der Kirche. Hier sind auch die

Kunstformen erhalten, die eine Zeitbestimmung ermöglichen. Die Krypta nimmt die volle Breite der Kirche ein, von ihrer Länge 6,5 m (ohne die Apsis). Unsere Ausgrabungen erbrachten den Nachweis, daß die Arkadenmauern der Oberkirche in gleichem Zuge durch die Krypta hindurchgehen und diese in drei Räume zerlegten. Nach Angabe eines 86jährigen Bechtolsheimer Einwohners, der selbst an Gredys Ausgrabung von 1877 teilnahm, fanden sich dabei im südlichen Abschnitt der Krypta 3 Gräber, im nördlichen eines, während die Mitte frei von solchen war. Nord- und Südwand sind aufgegliedert durch je 2 Eckpfeiler und zwei Halbsäulenvorlagen mit wohl erhaltenen Basisprofilen (Abb. 12—13); die entsprechenden Dienste der gegenüberliegenden Wand fehlen und es ist heute nicht mehr zu entscheiden, ob etwa hier Konsolen als Stützen angebracht gewesen sind. Die gestaffelte nordöstliche Eckquader (das Gegenstück im südlichen Teil ist ausgebrochen) besteht aus einem einzigen 75 cm hohen Block rosa Sandstein, sie ist untermauert durch eine Schicht flacher, ungleichmäßig großer Platten, womit die Fußbodenhöhe der Krypta gegeben ist. Nach links ist die Quaderverblendung der Nordwand, wie die Steinaufnahme zeigt, noch in 7 aufgehenden Schichten erhalten, die Euthynterie besteht aus einer einzigen Lage; im 2. und 3. Interkolumnium ist vom Aufgehenden nur eine einzige Lage übrig geblieben. Die beiden Halbsäulenvorlagen sind ebenfalls aus je einem Block gefertigt, an die rechte der beiden Basen ist noch ein Stück des Schaftes angearbeitet. Die Quader der nordwestlichen Ecke bestand aus mehreren Stücken, nur das unterste mit Sockel und Profil ist noch erhalten. Im Gegensatz zu der rechten Eckquader besteht die linke ebenso wie die Wanddienste aus gelbem Flonheimer Sandstein. Die Säulenvorlagen sind durch Spannmauern über die ganze Breite der Krypta hinweg verbunden, sie waren teils noch in Steinsubstanz, teils nur noch in Schuttfüllung ihrer Fundamente nachweisbar.

Von den Aufgängen, die den Verkehr zwischen Ober- und Unterkirche vermittelten, sind an beiden Seiten hinreichende Teile erhalten, bzw. aus den Wandprofilen ablesbar (Abb. 14). Im Nordteil der Krypta befindet sich 68 cm westlich der Eckquader in zweifellos zweiter Verwendung ein gestaffelter Orthostat aus dunkelrotem Sandstein, 68 cm hoch; das Niveau der ersten Treppenstufe ist einwandfrei gegeben, dann verengt sich der Gang auf 95 Zentimeter. Die Aufgrabung des südlichen Aufganges ergab die erwünschten Ergänzungen: Die Treppe setzte sich aus 10 Stufen mit durchschnittlicher Höhe von 20 cm und der auffallend großen Breite von 34 cm zusammen. An beiden Aufgängen zeigten sich die offensichtlich erst nachträglich in den schon stehenden Bau eingefügten seitlichen Gewände, besonders deutlich am nördlichen Ausgang, wo das Treppengewände der Innenseite der Außenwand vorgeblendet wurde.

Durch die Fortsetzung der Arkadenmauern wird von der Krypta ein mittleres Rechteck abgeteilt, dieses war nach Ausweis der festgestellten Spannmauern dreischiffig aufgegliedert. Wo die Arkadenmauern der Unterkirche auf die innere Apsiswand treffen würden, sind in ihrer Quaderverblendung 68 cm breite Nahtstellen erkennbar, sie rühren von einem heute nicht mehr klaren Baueingriff her. Vom Unterbau eines Altares war seltsamerweise keine Spur mehr vorhanden. Hat hier Kult stattgefunden, so kann es nur an einem altare portabile, sicher keinem fixum geschehen sein, der eine massive Erdverbindung verlangt; an manchen Kirchen, so z. B. an St. Magnus in Worms, ist es ein ungefügter Mauerklotz. Der Mittelraum der Krypta war nur von der Seite her erreichbar.

4. Typus und Zeitstellung

Die Abweichungen unserer neuen Aufnahmen von dem Plan, den Fr. Schneider seinem Bericht im Korrespondenzblatt a. a. O. beigab und der bisher die einzige Grundlage der kunstgeschichtlichen Beurteilung der Peterskirche bilden mußte (Abb. 8), sind zu erheblich, um stillschweigend übergangen werden zu dürfen. Alle maßgebenden Zahl- und Proportionsangaben sind falsch. Einem so zuverlässigen Forscher, wie es Prälat Schneider war, kann eine derartige Nachlässigkeit keinesfalls unterstellt werden. Aber auch Pfarrer Gredy kann dafür wohl nicht verantwortlich gemacht werden, die Maßangaben seiner Gau-Odernheimer Orts-geschichte entsprechen den Tatsachen mehr, als die des Schneiderschen Planes. Eine vollständige Aufklärung ist hoffnungslos, da von den Beteiligten niemand mehr am Leben ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Schuldigen in dem Zeichner sucht, der (wohl nach Gredys Skizzen) den Grundriß für die Veröffentlichung hergestellt und sich dabei in leichtfertiger Weise von den gesicherten Unterlagen entfernt hat. Dabei mag er auch manche Ergänzung angebracht haben, die heute nicht mehr nachweisbar ist, da inzwischen von der

Substanz der Ruine wieder große Teile verschwunden sind. Schneider muß seinem Zeichner ein leider unbegründetes Vertrauen geschenkt haben, indem er den Plan ohne kritische Nachprüfung übernahm, obwohl er bereits damals wissenschaftlich wertlos war.

Die Peterskirche ist eine dreischiffige Basilika gedrungener Form. Das Langhaus ist durch 3 quadratische Pfeilerpaare in 4 Joche aufgeteilt. Der Vermutung von ursprünglich 6 Jochen widerspricht der Befund des Ostbaues. Der halbrunde Außenabschluß der beiden Nebenapsiden hat gerundete Chornischen zur Voraussetzung. Davon ist an den erhaltenen Teilen des Ostbaues keine Spur mehr sichtbar. Der Ansatz der Chornischen muß erst in größerer Höhe begonnen haben, als die Bauteile heute noch stehen. Deren Abbruchhöhe liegt jedoch bereits über dem durch die noch in situ gefundenen Platten des Fußbodenbelags und die Plinthen der Pfeiler im Langhaus gegebenen Fußboden der Oberkirche. Demnach muß der Ostteil der Kirche gegenüber dem Langhaus von Anfang an erhöht gewesen sein. Die Erhöhung des Ostchores in alten Kirchen ist eine so häufige Erscheinung, daß sich die Anziehung von Parallelen erübrigt.

Die Krypta verrät sich als spätere Zutat. Das wird völlig deutlich durch die Anlage der Treppenaufgänge in die Seitenschiffe. Wären sie Teile des Gründungsbaues, so würden sie unter allen Umständen in deren Mauerkörper einbinden, statt diesem stumpf vorgesetzt zu sein, wie es der Befund zeigte. Beim Einbau der Krypta wurde die Rundung der Mittelapsis, wie sie in der Oberkirche bereits vorhanden war, bis auf den Boden der Krypta herab verlängert, falls nicht schon das Fundament diese Form hatte; die Nebenräume der Krypta erhielten keine Apsis, sie wurden offenbar nicht für kultische Handlungen in Anspruch genommen. Unter Annahme normaler Proportionen ist der Unterschied zwischen dem Fußboden der Krypta und dem der Oberkirche im Ostteil auf mindestens 2,75 m zu errechnen.

Der durch unsere neuen Beobachtungen und Grabungen herausgearbeitete Grundriß des Gründungsbaues (Abb. 9) trägt alle Züge hohen Alters: Die gedrungene Grundform, das Fehlen der Kreuzform im Grundriß, das Breitenverhältnis von Seitenum zum Mittelschiff, die Aufteilung der Arkaden in nur 4 Joche, der Ansatz der Apsiden unmittelbar an die Ostwand ohne vermittelndes Chorquadratum. Die Aufgliederung der Arkaden in nur vier Joche, entgegen der später allgemeinen in sechs, findet sich mehrfach an Kirchen der merowingischen und karolingischen Zeit, in Dompeter, in der Quedlinburger Wipertikrypta, in St. Kastor in Koblenz (s. u.), in Jouarre in der Champagne (7. Jahrh.), sowie in westgotischen Kirchen in Spanien, San Juan Bautista in Baños (erbaut 661 von König Recceswinth) und Val de Dios bei Villa Viciosa (geweiht 892); vergl. A. Haupt, *Älteste Baukunst der Germanen*, 2. Aufl. S. 199, Abb. 120 und S. 234, Abb. 153. Die Spannmauer nur im Mittelschiff findet sich eben-



Abb. 13: Nordwand der Krypta
(Aufn. Photopress Heidelberg)

falls in Spanien, San Salvador in Priesca, geweiht 921 (Haupt a. a. O. S. 217, Abb. 140) und in der Wipertikrypta in Quedlinburg (um 900).

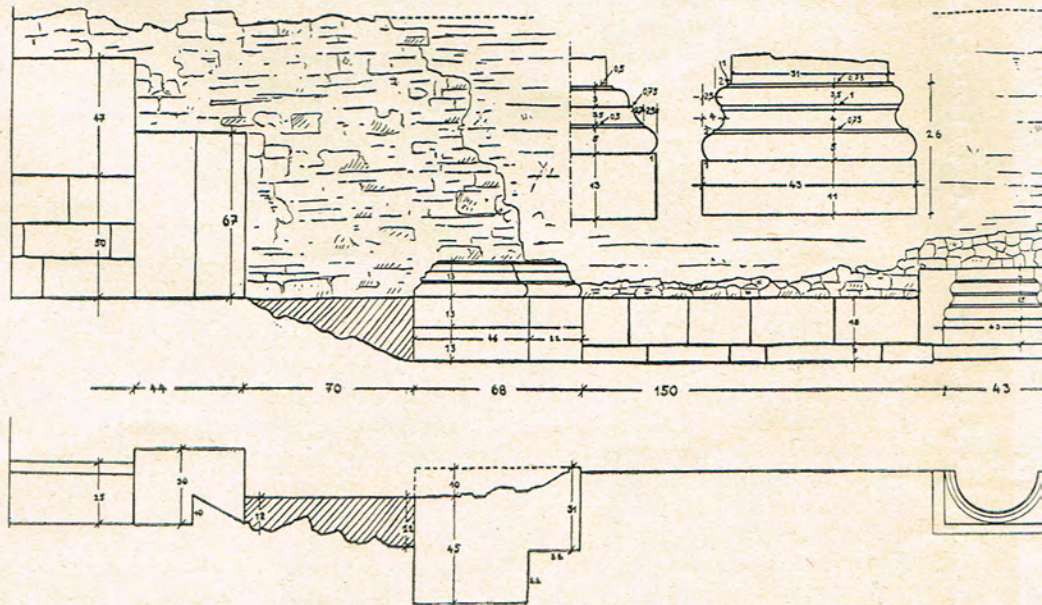
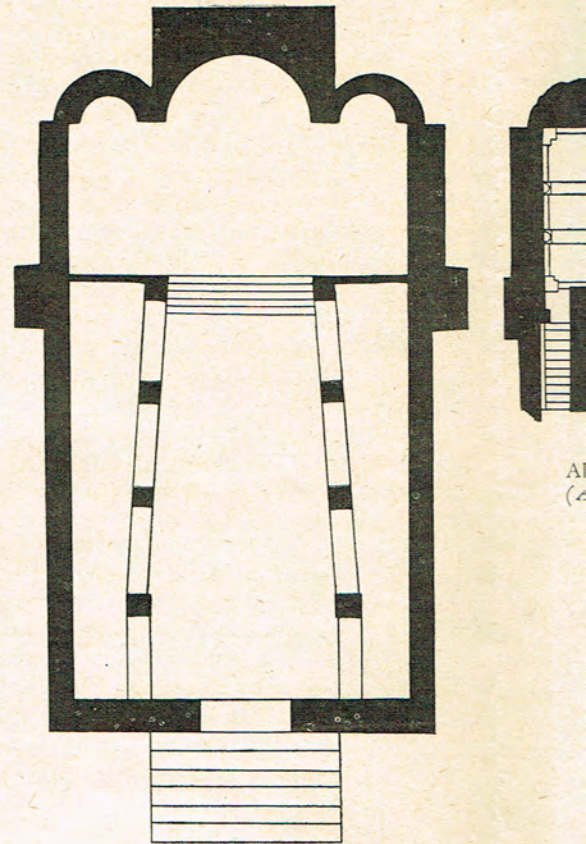
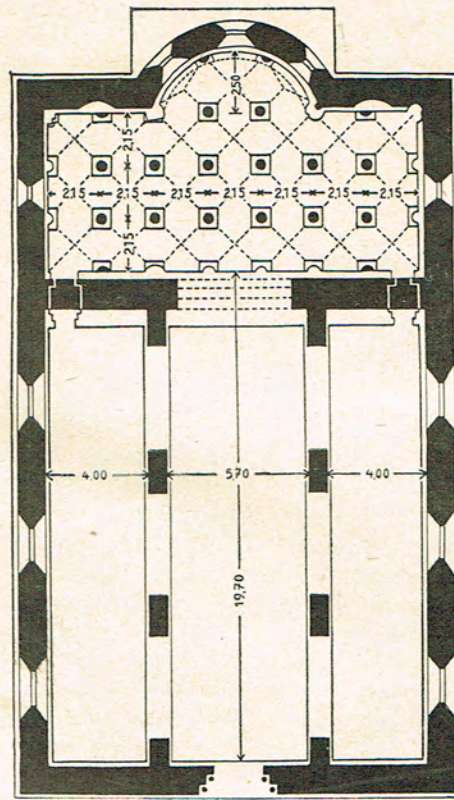
Erwähnung verlangt der abnorme und (im Plan sicher mehr als einstmals am Bau) auffallende Richtungswechsel der Arkaden, die von Westen bis zum ersten Pfeiler parallel laufen, um dann in flachem Winkel nach innen umzuknicken, wie das auch die photographische Aufnahme erkennen läßt (Abb. 4). Die Beobachtung war einwandfrei an beiden Arkaden zu machen. Der Richtungsknick fällt mit der Spannmauer zusammen, die nicht in die Seitenschiffe hineinreicht und an den anderen Pfeilern fehlt. Dieses Zusammentreffen kann indessen nur zufällig sein. Warum gerade an dieser Stelle eine solche Mauer eingezogen worden ist, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis. Keinesfalls ist der Befund als Beweis für eine ältere Bauperiode auszuwerten, als läge hier die Westmauer einer älteren Kirche, die nur die Breite des Mittelschiffes gehabt hätte: Die Arkadenfundamente zeigen keine Spur einer Naht an dieser Stelle, sondern nur belanglose Unterschiede in der Stärke der verwendeten Steine, die mit der Annahme einer Winterruhe zwischen zwei Bauabschnitten hinreichend erklärt wären. Die

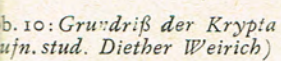


Abb. 14: Nördlicher Kryptenaufgang (Aufn. F. Behn)

Arkadenmauer kann keinesfalls hier auseinander gerissen werden. Sind auch derartige Abweichungen von der strengen Parallelität in alten Kirchengängen und -gäßen, sogar mit weit stärkeren Ausschlägen, so wird man hier, wo sonst an den Ecken der rechte Winkel so sorgfältig gewahrt worden ist, doch eher eine symbolische Absicht vermuten dürfen, bestimmt, den Blick des Eintretenden zwangsläufig auf die Mitte des Raumes mit dem erhöhten Ostchor zu lenken. Die Wipertikrypta in Quedlinburg, die anfangs des 10. Jahrhunderts bereits bestand, zeigt die gleiche Verbindung archaischer Züge, wie unsere Peterskirche: Die zum Chor konvergierenden Arkaden, die Vierjochigkeit sowie die Spannmauer im Mittelschiff, hier zwischen dem zweiten Pfeilerpaar.

Suchen wir nach einer Analogie für den Gründungsbau auf dem Petersberg, so bietet sich in dem zunächst in Frage kommenden rheinischen Raum sofort die Kastorkirche in Koblenz. Unter exakter Auswertung früherer Grabungen hat F. Michel den Plan des ersten Bauzustandes herausgearbeitet (Abb. 11 unter Fortlassung des u. E. ursprünglich freistehenden Westbaues; vergl. Kunstdenkm. der Rheinprovinz, Die kirchlichen Baudenkmäler der Stadt Koblenz 1937, S. 75 ff.; F. Behn, Die karolingische Klosterkirche von Lorsch 1934, S. 42 ff.). Die Kastorkirche ist wieder ein klassisches Zeugnis für eine Planung nach dem karolingischen Fuß von 34 cm, auf den alle Maße runde Zahlenwerte ergeben: Länge 100, Breite des Mittelschiffes 30, der Seitenschiffe 15, Pfeilerabstände 15 Fuß. Die beiden Kirchen entsprechen sich in allen Einzelheiten, beide haben ein Langhaus mit nur 4 Jochen, einen ungegliederten Ostteil und 3 Chorapsiden ohne Quadrum, beide auch die flache Rundung der Apsiden; die absoluten Maße sind allerdings verschieden. Sonstige Abweichungen fallen gegenüber den großen Übereinstimmungen nicht schwer ins Gewicht, sie liegen zunächst in der Proportionierung von Seiten- zu Mittelschiff, worin die Peterskirche ohnehin eine eigenwillige Lösung aufweist, ferner in der äußeren Gestaltung des Ostabschlus-





Maßstäbe:

Abb. 8 11: 1: 300.

Abb. 12 : 1 : 30,

Details 1 : 15

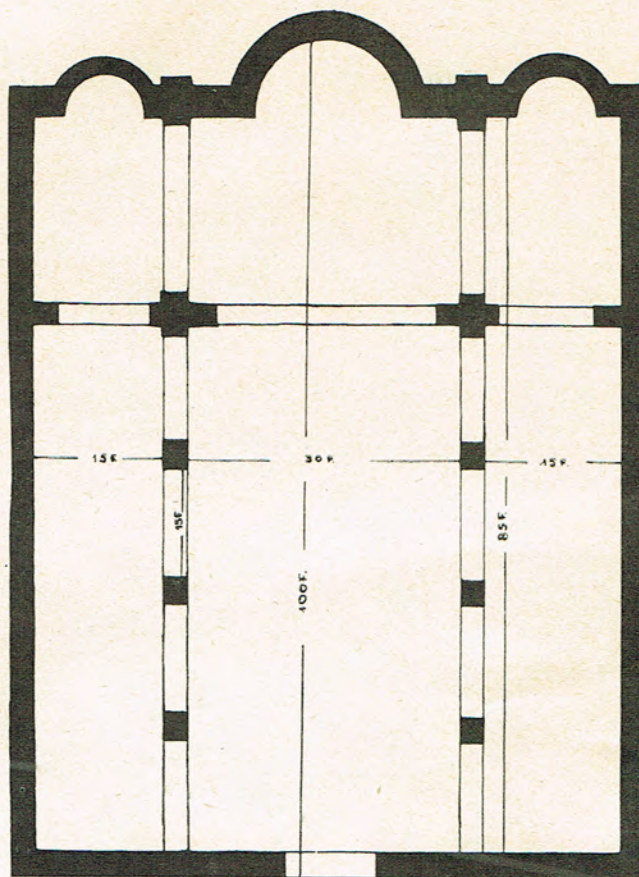
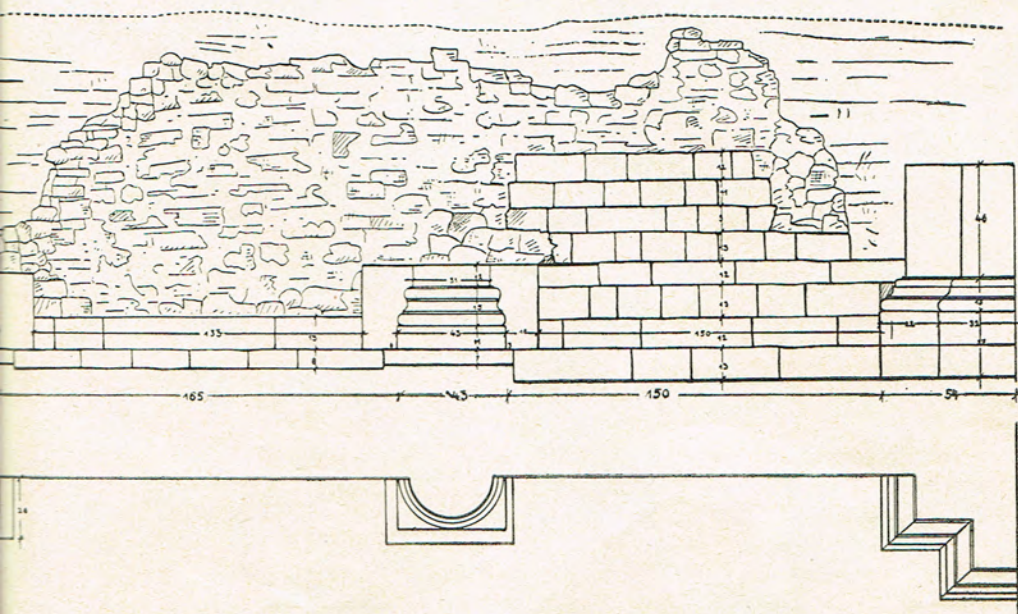


Abb. 11: Grundriß des Gründungsbaues von St. Kastor in Koblenz (nach F. Michel)



(Aufn. stud. Diether Weirich)

ses. Der viereckige Chorabschluß der Mittellapsis der Peterskirche zwischen den beiden Rundungen der Seitenchöre ist wieder ein ganz individueller Zug, kein Typus (die Limburg an der Haardt hat zwei halbrunde Seitenapsiden zwischen einem innen und außen viereckigen Mittelchor). Eine halbrunde, außen rechteckig ummantelte Mittellapsis hat sonst noch Bergholzzell am Oberrhein, das 1006 geweiht wurde, und die neuerdings aufgedeckte vorromanische St. Germanskirche in Speyer. Man spürt bei der Peterskirche den Wirkungsbereich der Wormser Bauschule, die nach dem Vorbilde der karolingischen Bauten in Lorsch (wo außer Altenmünster und der Hauptkirche auch die kleine zuletzt ostwärts der Klausur gefundene Zwergkirche, wohl die von Abt Richbod um 800 erbaute *Ecclesia triplex*, den platten Chorschluß hat) den viereckigen Chorschluß geradezu zum Axiom erhoben hatte. Weder die Peterskirche noch St. Kastor verlangen nach dem Grundriß ein Querschiff, die Seitenwände laufen bündig durch bis zur Ostwand, doch ist im Oberbau ein solches durchaus denkbar. Die weitgehenden Entsprechungen der beiden Kirchen in einem nicht langlebigen ausgesprochenen Übergangstypus sind nur bei annähernder Gleichzeitigkeit möglich. St. Kastor ist erbaut 836 durch Bischof Hetti von Trier; eine Wiederherstellung nach den Beschädigungen beim Normanneneinfall von 882 scheint am Gründungsbau nichts verändert zu haben. Auch die umfangreiche Erweiterung des 12. Jahrhunderts hat den karolingischen Grundriß nicht angetastet, erst ein größerer Umbau zu Anfang des 13. Jahrhunderts brachte einschneidende Veränderungen im äußeren Bilde der Kirche. Es steht somit nichts im Wege, den Gründungsbau der Kirche auf dem Petersberg gleichfalls in die Mitte des 9. Jahrhunderts zu setzen. Auch da ist der karolingische Fuß die bestimmende Maßeinheit gewesen: Die Gesamtlänge beträgt 17 m = 50 F., die Breite 14,40 m = 40 F., die Ostkirche einschl. des Chores 10,02 m = 30 F., die Pfeilerabstände 3,40 m = 10 F.; doch darf nicht verschwiegen werden, daß das Maß von 68 cm = 2 karolingischen Fuß auch in der (romanschen) Krypta angewendet ist (s. o.).

Ein zweiter Kirchenbau mit weitgehenden Entsprechungen zur Peterskirche ist S. Pietro in Toscanella (Kunstgesch. Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana II 1938, S. 263 ff.): die Chorpartie hat die gleichen Formen mit dem alleinigen Unterschied, daß die Mittellapsis nicht ummantelt ist und die Nebenapsiden nicht äußerlich über die Ostwand hinausreichen; die Ostkirche liegt auch dort um mehrere Stufen über das Langhaus erhöht, die Arkaden divergieren zum Hauptaltar hin, es fehlt ein Querschiff, das Langhaus hat in seiner ersten Bauperiode ebenfalls nur 4 Joche, der Abstieg zur Krypta ist ebenso gestaltet wie auf dem Petersberg. In der Datierung bestehen Meinungsverschiedenheiten: während ein so hervorragender Kenner der norditalienischen Architektur wie Rivoira (*Origini della archit. lombarda* I S. 150) die

Peterskirche von Toscanella dem 8. Jahrhundert zuweisen zu dürfen glaubt, setzt Thümmler a. a. O. sie erst in die Zeit um 1200 nach Chr. Jedenfalls kann S. Pietro von Toscanella die besten Vorstellungen der ehemaligen Raumwirkung der Kirche auf dem Petersberg vermitteln.

Die Kastorkirche hat niemals eine Krypta gehabt, diese ist auch kein integrierender Bestandteil einer karolingischen Kirche, und Weises Hypothese von der karolingischen Krypta der Stiftskirche von Hersfeld entbehrt der zwingenden Begründung. Was auf dem Petersberg davon noch erhalten ist, trägt alle Züge unbezweifelbarer romanischer Entstehung. Es wurde oben bereits ausgeführt, daß nach dem Ausweis unserer Ausgrabungen die Krypta nachträglich in den Bau der Kirche eingefügt worden ist, was technisch keinerlei Schwierigkeiten bieten konnte. Der Raum unter der erhöhten Ostkirche war gewissermaßen schon eine Vorarbeit dafür. Und der Befund an der Innenseite der Ostwand zeigt, daß dabei die schon vorher vorhandene Erhöhung dieses Kirchenteiles einfach beibehalten, d. h. die Tiefe der Krypta ihr angepaßt worden ist. Die innere Raumaufgliederung der Unterkirche, zwei Nebenräume und ein dreischiffiger Mittelteil, wurde schon behandelt. Nur eine einzige Frage bleibt noch zu beantworten, ob die Krypta eine einmalige Bauvornahme gewesen ist oder ob zwei Bauperioden für sie anzunehmen sind. Die Basisprofile der Ecksockel und der Halbsäulen (Abb. 12) zeigen gewisse Abweichungen, die einen zeitlichen Unterschied bis zu einem Jahrhundert zulassen würden. Doch sind die Wände, in denen diese Bauglieder sitzen, zweifelsohne aus einem Guß, und für eine spätere Überarbeitung der einen Gruppe fehlt jeder Hinweis. Auch die Verschiedenheit des dafür verwendeten Steinmaterials gibt keinen Anhalt, da sie sich nicht mit den stilistischen Unterschieden deckt. Man wird somit um die Annahme der Gleichzeitigkeit und damit einer einzigen Bauperiode nicht herumkommen und die formalen Verschiedenheiten am ehesten aus der Entstehung in verschiedenen Bauhöfen erklären dürfen, von denen die eine konservativer, die andere moderner arbeitete. In der schöpferischen Zeit des beginnenden 12. Jahrhunderts, die allein dafür in Frage kommen kann, sind solche Erscheinungen ja nicht ungewöhnlich. Aus gotischer Zeit stammen große Mengen verzierter Bodenfliesen mit teils ornamentalen, teils figürlichen Verzierungen, doch ohne neue und bisher in unserem Gebiet unbekannte Motive zu bieten. Danach baut sich die Geschichte der Peterskirche in zwei Etappen auf, Gründung im 9. und Einbau der Krypta im 12. Jahrhundert. Vom Oberbau sind nur ganz geringe Reste erhalten, der lange betriebene Steinraub hat gründlich ausgeräumt, und die wenigen Stücke, die noch in den umliegenden Weinbergen verstreut liegen, reichen zu irgendwelchen Rekonstruktionen nicht mehr aus. Die Klostergebäude müssen auf den Terrassen des Petersberges gelegen haben, in mehreren Weinbergen sollen noch Fundamente stecken,

denen nachzuspüren diesmal die Zeit mangelte. Das Hauptkloster Gommersheim ist gesichert am Ufer der Selz, wo die „Klostermühle“ als letzter Überrest steht, auf dem Berge selbst befand sich wohl nur eine Kaplanei.

Eine Legende verknüpft die Kirche auf dem Petersberg mit zwei anderen aus Rheinhessen, der bekannten „Bergkirche“ bei Udenheim und der völlig vom Erdboden verschwundenen Nazariuskirche bei Mommenheim. Ausgrabungen des Verfassers an der erstgenannten im Sommer 1933



Abb. 15: Silberner Ring vom Petersberg, nat. Größe
(Zeichn. Proj. Dr. Rackow)

stellten fest, daß an ihrer Stelle ein römischer Bau gestanden hatte, von dem sich noch größere Massen an Ziegelschutt fanden. In einen Strebepfeiler der gotischen Chorerweiterung war ein Viergötterstein eingemauert, dessen Bildnisse ungewöhnlicherweise durch Inschriften erklärt waren; der Stein wurde, um weitere Beschädigungen zu vermeiden, herausgenommen und in das Altertumsmuseum der Stadt Mainz verbracht (vergl. Mainzer Ztschr. XXIX 1934, S. 71, Abb. 12). Der Grundriß der Kirche zeigt eine eigentümliche Gedrungenheit. Der Langhauskörper ist breiter als lang, ein Querschiff ist nicht vorhanden, vor der östlichen Stirnwand des südlichen Seitenschiffes fand sich eine ganz enge Confessio mit einer steinernen Spindeltreppe; die Form des ursprünglichen Chorabschlusses konnte nicht untersucht werden, da die Kirche während der auf das Äußere beschränkten Bauarbeiten in gottesdienstlichem Gebrauch blieb. Schutzpatron der Bergkirche ist der heilige Pankraz. Von der Nazariuskirche von Mommenheim, zweifellos einer Filialgründung von Lorsch, ist über dem Boden nichts mehr erhalten, sie lag im heutigen Weinberggelände auf dem Lazarienberg, wie die amtliche Schreibweise den ihr offenbar nicht geläufigen Namen des Lorsch Heiligen „verbessert“ hat; die Grundmauern werden beim Roden ständig angetroffen. Die genannten drei Kirchen sind nach der Legende Stiftungen von drei Schwestern aus dem väterlichen Erbe. Dabei wäre die eine von ihnen unter Mißbrauch ihrer Blindheit von den anderen betrogen worden, doch einzig die Stiftung der Blinden, die Udenheimer

Bergkirche, sei stehen geblieben, während die beiden anderen untergegangen seien. Der letzte Zug der Erzählung ist ohne Zweifel erst eine Weiterdichtung neuerer Zeit, da die Peterskirche noch im 18. Jahrhundert gestanden haben muß, ebenso sicher aber ist das hohe Alter ihres Kernes. Alle drei Kirchen haben alte Patrocinien, sie liegen abseits der Ortschaften auf Höhen, also doch wohl auf älteren vorchristlichen Kultstätten, wie sie bei Udenheim noch nachweisbar ist, während auf dem Petersberg keine Spur mehr auffindbar war. Die Lage des Petersberges mit seinem beherrschenden Rundblick, der erst an den Hängen von Haardt, Donnersberg, Taunus und Odenwald eine Grenze findet, macht es jedoch zur Gewißheit, daß auf seinem Gipfel die Menschen zu allen Zeiten sich der Gottheit nahe gefühlt haben müssen, auch wenn heute reale Beweisstücke dafür fehlen.

Daß der Petersberg schon in vorromanischer Zeit eine Kultstätte gewesen war, wird bestätigt durch die Auffindung eines silbernen Ringes (Abb. 15) am westlichen Hange. Sie wird dem Scharfblick und dem Interesse von Landwirt J. Einsfeld aus Gau-Odernheim verdankt, der uns eine ganze Reihe topographisch-historischer Beobachtungen mitteilte. Auf der ovalen Platte sind frühe christliche Symbole eingraviert, die das Stück als Besitz eines Klerikers ausweisen. Nach F. Gerke kann der Ring nicht jünger sein als das 10. Jahrhundert, gehörte danach also in die ersten Zeiten von Kirche und Kloster.

Bei Planung und Anlage der Lehrgrabung stand im Vordergrund der Gedanke, dem jungen Nachwuchs unseres Faches eine Möglichkeit der Schulung am Objekt selbst zu bieten, und er ist während der ganzen Arbeit das Leitmotiv geblieben. Wir bewerteten es als besonderen Glücksfall, daß schon die erste Arbeitswoche die Gewißheit sehen ließ, die wissenschaftliche Schulung mit einer denkmalpflegerischen und archäologisch-kunstgeschichtlichen Forschungsaufgabe zu verschmelzen. Als wir nach drei Wochen den Spaten aus der Hand legten, war ein Stück praktischer Heimatforschung geleistet, die Baugeschichte einer bedeutsamen und über Gebühr so lange vernachlässigten Kirche Rheinhessens war in allen wesentlichen Punkten aufgeklärt, die Kunstgeschichte um ein neues Glied der für die abendländische Kultur entscheidenden karolingischen Zeit bereichert, ein Ergebnis, das in diesem Umfange nicht hatte erwartet werden können. Daß es gewonnen werden konnte, wird nicht zuletzt dem hingebenden Eifer der jugendlichen Ausgräberschar verdankt, die der tropischen Sonnenglut des Sommers 1947 trotzend in zumeist doch ungewohnter körperlicher Tätigkeit dem harten und steinigen Boden der Bergkuppe ihre baugeschichtlichen Geheimnisse abgerungen hat.